



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Duimchen, Theodor: Die Kunst : Erzählung : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Kunst

Erzählung von Theodor Duimchen (in Dresden)

(Fortsetzung)



anrile hatte viel Beziehungen gehabt, aber niemand hörte etwas von ihm. Nach Jahr und Tag berichtete nur ein Freund der Mollerschen Familie, der mit seiner Frau auf einer Sommertour nach der sächsischen Schweiz durch Dresden gekommen war, daß ihnen dicht an der Blasewitzer Straße vom Wagen aus einige Steinmetzwerkstätten aufgefallen wären, und in einer von ihnen hätte zwischen Marmorplatten, Grabtafeln und Grabkreuzen in langem grauem Kittel Vanrile gestanden, im Gespräch mit einem andern Herrn im Rock, der dem Anschein nach der Besitzer gewesen sei und ihm Anweisungen gegeben habe. Herr Moller hatte es zu Hause erzählt, schon weil er glaubte, daß es seiner Nichte bekömmlich wäre. Also Steinmetzgesell! das ist nun das Ende des großen Mannes. Aber es ist kein Wunder, er war ebensowenig ein wirklicher Künstler wie er ein ordentlicher Geschäftsmann war, er war von beiden etwas, aber nichts ordentliches.

Aber Erika von Haltern hatte aus der ganzen Nachricht nur eins herausgehört: er arbeitete. Sie sollten schon noch staunen über das, was er konnte. Auch sie hatte nie eine Nachricht von ihm erhalten, und doch wußte sie, so sicher wie daß sie lebe, daß er arbeiten und Erfolg haben würde, und daß er kommen würde, sie zu holen, wenn er wieder fest stünde im Leben. Sie hatte auch nie Sorge, daß das am Ende nicht zeitig genug geschehen würde. Sie konnte warten, und sie wartete ruhigen Herzens.

Seitdem waren schon zwei Jahre vergangen, sie war inzwischen achtzehn Jahre alt geworden. Sie wurde viel umworben. Da ihr Vormund kinderlos war, so war sie die einzige Erbin des großen Vermögens. Es war zwar zu erwarten, daß Moller einige große Legate aussetzen würde, um durch eine Mollerstiftung oder ein Mollersches Krankenhaus oder etwas ähnliches den Klang seines Namens auch bei den nachwachsenden Enkelgeschlechtern zu erhalten; dennoch blieb die schöne Erika von Haltern eine der allerbesten Partien. Die Söhne der ersten Familien lenkten ihre Blicke auf sie, und die Väter waren durchaus damit einverstanden.

Onkel Moller hatte aber besondere Pläne mit Erika. Daß ihr zukünftiger Gatte reich sein mußte, sehr reich, außerordentlich reich, war selbstverständlich;

aber er gönnte sie keinem der patrizischen jungen Herren, deren Väter ihm jahrelang so wehe gethan hatten. Auch hätte es viel besser in seine Politik gepaßt, wenn sich durch Heirat eine Verbindung mit den neuen Reichen herstellen lassen. Er stützte sich mehr auf die Partei in der Bürgerchaft, die die neu aufstrebenden jungen Vermögen vertrat gegen den sich abschließenden Ring der alten Geschlechter.

Da war zum Beispiel Albert Bierman. Er machte Erika in ganz verzweifelter Weise den Hof, und Onkel Moller hätte es sehr gern gesehen, wenn die Partie zustande gekommen wäre. Er gab sich alle mögliche Mühe, Herrn Bierman bei seiner Nichte ins beste Licht zu setzen. Aber er hatte wenig Glück damit. Wenn sie sagte, daß er ein ganz beschränkter Kopf sei, ohne jedes höhere Interesse, so machte er geltend, daß zu jedem großen Erfolg eine gewisse Einseitigkeit gehöre, und daß sich ein Mann, der den Kopf voll wichtiger Dinge habe, natürlich nicht mit Kunst und andern Möttrien befassen könne. Aber Erika antwortete, daß es vielleicht für Herrn Bierman selbst wichtig sein möge, wieviel Millionen er noch zusammenbringe, aber doch für die sehr vielen andern Menschen nicht. Ihr sei dieser pfißige Dummkopf einfach unausstehlich, und das sei für sie das wichtigste.

Pfißiger Dummkopf! Herr Senator Moller hatte häufig über den Ausdrück nachgedacht und schließlich gefunden, daß seine Nichte eigentlich nicht so sehr Unrecht hätte. Ein pfißiger Dummkopf — das war er wirklich un- gefähr. Aber vielleicht war es gerade das, was dem Manne seine Erfolge verschaffte. Für ihn und seine Pläne wäre dieser Schwiegersohn jedenfalls sehr brauchbar gewesen, und so gab er denn die Hoffnung nicht auf, die Partie doch noch zustande zu bringen, um so mehr, als sowohl er wie seine Frau nicht die geringsten Anzeichen wahrzunehmen vermochte, daß bei ihrer Nichte auch nur das leiseste Interesse für irgend einen andern bestanden hätte.

Der Wunsch wuchs, als zunehmende Nervosität und Kränklichkeit mehr und mehr das Bedürfnis nach kräftiger Bundesgenossenschaft in ihm weckten. Im Sommer wurde eine längere Kur notwendig. Man riet ihm einen monatelangen Aufenthalt in einer bei Dresden gelegnen Naturheilstalt an, deren Ruf durch die außerordentliche Reklame, die sie machte, auch nach Hamburg gedrungen war.

Als ihm die Nähe Dresdens empfohlen wurde, erinnerte sich der Onkel allerdings Banriles; es wäre doch unangenehm gewesen, wenn man dem da begegnet wäre. Als er sich aber eingehend nach ihm erkundigt und nichts, gar nichts von ihm hatte erfahren können, beruhigte er sich. Wohl längst untergegangen! dachte er.

So waren sie denn alle drei für die Sommermonate hierher gekommen. Herr Albert Bierman wurde für einige Wochen ebenfalls erwartet. Der junge Herr versprach sich von diesem Plane fast sichern Erfolg, er sagte sich, daß er im ungestörten Verkehr mit Erika ganz andre Ausichten hätte als zu Hause: er würde tagelang allein mit ihr zusammen sein, ganz ungehindert durch andre, er würde ihr näher treten, und dann würde sich die Sache schon machen. Denn der Gedanke, daß ihm Erika persönlich abgeneigt sein könnte, war ihm noch nie gekommen; er war der Meinung, daß allgemeine Mädchensprödigkeit das einzige Hindernis auf seinem Wege sei. Und Herr Bierman hatte zu dieser Annahme guten Grund, er hatte keineswegs besondrer Eitelkeit nötig, um zu dieser Meinung zu gelangen. Ließen ihn doch Mütter und Töchter nur allzu

deutlich merken, daß man die Ehre zu schätzen wissen würde, ihn zum Schwiegersohn oder zum Gatten zu haben.

Auch Herr Moller hoffte das beste. Er hatte eigentlich nur Sorge, daß man vielleicht genötigt werden könnte, irgend eine Bekanntschaft zu machen, die Erika gefährlich zu werden imstande wäre. Man hielt sich daher aufs ängstlichste von jeder Berührung fern. Erika hatte dessen natürlich kein Arg, da ihr Onkels Bedürfnis nach vollkommenster Ruhe, der Zweck des ganzen Aufenthalts, dieses Verhalten genügend zu begründen schien. Sie hatte schon immer wenig Interesse für die jungen Herren gehabt, die in ihren Gesichtskreis traten, und so auch hier; von einem gewissen Tage an verlor sich sogar die letzte Spur davon. Das hatte aber einen Grund, der Herrn und Frau Moller um den Ausgang ihrer Pläne wohl sehr besorgt gemacht hätte, wenn sie ihn gekannt hätten.

Eines Tages nämlich war sie mit Onkel und Tante von der Mittagstafel im Kurhause zurückgekommen. Sie wandelten wie gewöhnlich durch einen kleinen Waldweg nach der Villa zurück, die sie gemietet hatten. Erika war etwas zurückgeblieben, da sie hie und da eine Blume, einige Farren und Gräser pflückte. Da hatte sie plötzlich auf einem der Seitenpfade, an dem sie eben vorübergegangen war, einen festen Tritt gehört. Kaum hatte sie ihn vernommen, da fühlte sie, wie ihr Herz heftiger zu schlagen begann. Sie stand still und horchte. Langsam, ganz unwillkürlich wandte sie das Gesicht dahin, von wo sie den Nahenden hörte. Eine hohe, breitschultrige Gestalt bog um das letzte dicke Gebüsch an der Ecke, und Blumen und Gräser entfielen ihrer Hand.

Kleine Erika! und Erich! tönte es achtlos laut durch den Park, und da standen die beiden und hielten sich umschlungen und küßten sich, als wenn sich das von selbst verstünde, und alle Vögel des Himmels und alle Menschen der Erde es sehen dürften, während doch kaum hundert Schritt davon Herr Gustav Moller und seine Frau Gemahlin wandelten, die es bestimmt nicht sehen durften.

Erika kam auch schnell genug zur Bestimmung: Rasch fort! Onkel und Tante sind da, ein paar Schritte von hier.

Wie treff ich dich? fragte er.

Heute Abend halb acht, dort unten an der Quelle!

Optime, lachte er, ein Stelldichein mit der kleinen Erika!

Noch einmal wollte er sie küssen. Nein, nein! wehrte sie ab, eben hör ich sie kommen.

Und so war es. Rasch trat er hinter das Gebüsch, denn in der That, Onkel und Tante kamen zurück.

Was ist denn los? Riefst du nicht?

Ach, ich habe nur meine Blumen verloren, antwortete Erika wahrheitsliebend und verlogen. Und sie bückte sich, sie wieder aufzusuchen. Das hatte den Vorteil, daß die Tante nicht merkte, wie rot sie war.

Onkel und Tante schöpften denn auch keinen Verdacht, nicht den geringsten; wie hätten sie auch auf Herrn Banrile kommen sollen! Dem Onkel schien nur der zweimalige Weg leid zu thun: er brummte etwas, das ungefähr so klang, als ob er der Meinung Ausdruck verleihe, daß man um einiger Blumen willen, die in den Sand gefallen seien, doch nicht gleich so zu schreien brauche.

Sein Brummen machte aber wenig Eindruck auf Fräulein Erika von

Haltern, Onkel Moller hätte sie sogar laut ausschelten können, sie würde es kaum gehört haben.

Jetzt hatte sie ihre Blumen wieder gesammelt und erhob sich. Es thut mir leid, daß ihr umgekehrt seid, sagte das gute Kind. Du kommst zu spät zu deinem Nachmittagsschläfchen, Onkel.

In ihrer Seele war Sauchzen, die Welt schien ihr zu lachen, und sie hatte alle Menschen lieb. Tante Ida war ganz erschrocken über das Ungestüm des Mädchens, denn Erika nahm sie im Laufe des Nachmittags plötzlich beim Kopfe und schloß sie in ihre Arme. Sie hatte ja keine Ahnung davon, daß sie nur eines andern Stelle vertrat.

Am Abend aber saßen Erich und Erika zum erstenmale in der Dämmerung an der murmelnden Quelle und erzählten sich und plauderten und schmiedeten Pläne. Mit dem Steinmetzgesellen hatte es seine Wichtigkeit gehabt. Ich hatte kein Geld mehr, erzählte Bannile lachend, gar keins, den Rest meines Vermögens hatte ich für den Marmor zu meiner ersten großen Statue ausgegeben, und die war noch in den Anfängen der Ausführung. Um mein Werk fortsetzen zu können, mußte ich Geld verdienen durch Arbeiten, die gleich lohnen. Ich wandte mich daher an den Mann, durch den ich den Marmor bezogen hatte, aus dem ich Götter und Menschen schaffe. Was willst du, Handwerk ist der Boden aller Kunst! Ich bin Handwerker geworden, damit ich weiter Künstler sein kann. Ich habe dem Mann einige neue Grabkreuze und Tafeln modellirt, auch mit seinen Gesellen gearbeitet, die letzte Hand an das gelegt, was sie im Hohen vorgearbeitet hatten. Ich wurde ausgezeichnet bezahlt, denn die neue Ware ging. Für mich hatte es nebenbei den Vorteil, daß ich mir alle Feinheiten und Sicherheiten in der Meißelführung auf diese Weise wieder aneignen, alle möglichen Versuche anstellen konnte, den Marmor zu tönen und zu färben. Das kommt mir jetzt sehr zu statten, ich hätte ohne diese Vorübungen nicht so rasch und nicht so sicher arbeiten können.

Wenn Erika von seinem Geldmangel hörte und davon, daß er jetzt drüben in seinem Dörfchen einen Schuppen als Atelier eingerichtet und seinen Wohnsitz in einem Zimmerchen der Dorfschenke aufgeschlagen hatte, so regte das in ihr nur dämmernde Gefühle von etwas Unbekanntem, aber Hohem, Herrlichem an. Welche Not, auch geistige Not für einen Mann von den Lebenserfahrungen Banniles in der Sorge um die nächsten Groschen lag, davon konnte sie sich ja nicht den geringsten Begriff machen. Es war in ihren Empfindungen etwas von geistlicher Schwärmerei, von dem Gefühl, das wohlgezogene junge Aristokratinnen im saere coeur für die Märtyrer der heiligen Kirche haben; sie schwärmen für Blut und Wunden und haben doch nicht die geringste Ahnung davon, wie es thut, wenn einem die Haut abgezogen wird, oder wenn etwa gewaltthätige Mächthaber einen über mäßigem Feuer rösten lassen, um ihm andre Überzeugungen beizubringen.

Der plötzlich verarmte Bannile war ihr eigentlich durch die schwere Erfahrung, durch das Mitgefühl, das sie für ihn hegte, menschlich näher getreten; sie hatte dadurch sehr viel früher, als sie sich sonst wohl im Laufe der Dinge darüber klar geworden wäre, deutlich erkannt, wie sehr sie ihn liebte. Aber sie sah jetzt sein Haupt auch wie von einer Art Heiligenschein umstrahlt: sie hatte, wenn sie es sich auch nicht klar zum Bewußtsein brachte, doch das deutliche Gefühl, einer großen Kraft, einem ungewöhnlichen Mute gegenüber zu stehen, sie ahnte, daß ein Mann, der ohne das mächtigste heutige Hilfsmittel,

ohne Geld, den Kampf mit dem Leben aufnahm, und der in diesem Kampfe, wo Kriechen und Bücken, allerlei schmierige Waffen und kleinliche Mittel oft zu ganz ungewöhnlichem Erfolge führen, sich die edelste Waffe wählte und fest daran glaubte, daß er, nur durch seine Kunst, siegen würde, ein ganz ungewöhnlicher, ein bedeutender Mensch sein müsse. Trotz ihrer jungen Jahre hatte sie zwar keine genaue, auf der Kenntnis von vielen Einzelheiten beruhende, logisch durchdachte Anschauung über Leben, Gesellschaft und Erfolg, aber sie hatte doch in hohem Maße die weibliche Logik, das sichere Gefühl des Richtigen. Sie hatte nie darüber nachgedacht, sich nie klar gemacht, aus welchen höhern oder innern Gründen sie urteilte, aber der vielfache Millionär Albert Bierman war und blieb für sie ein recht gewöhnlicher Sterblicher, den sie ganz unbefangen in die allertiefste Klasse des Menschentums einordnete. Und Barville, der verarmte Mann, den alle Welt mied, und über den Leute wie Herr Bierman in der Gesellschaft spotteten, war in ihren Augen nur höher gerückt; er hatte für sie jetzt einen neuen Zauber, den er früher nicht gehabt hatte.

Sie zweifelte auch keinen Augenblick an seinem Erfolg. Sie glaubte so unbedingt an einen großen, glänzenden und sofortigen Sieg, daß Barville manchmal heimlich hange wurde, da er doch dann und wann in Augenblicken der Abspannung, wie jedes große Talent, an sich und seiner Kraft zweifelte, und da er selbst in jenen andern Stunden, wo er vor seiner Schöpfung in der festen Überzeugung stand, daß er in der That ein berufener Künstler sei, doch nie vergaß, daß nur der wirkliche Erfolg in der Hand des Künstlers liegt, der Erfolg, der darin besteht, möglichst ganz und vollkommen das zu schaffen, was er im Geiste geschaut hat, daß aber der äußere Erfolg, das Bekanntwerden, die Anerkennung, das Geld, das er für sein Werk bekommt, sehr häufig, nur allzu häufig weniger von dem innern Werte des Geschaffnen als von dem Zufalle abhängt, von schlimmern Mächten noch ganz abgesehen.

Für Erika stand der große Sieg nahe bevor. Der Bau der neuen Akademie der Künste hatte den Architekten und Bildhauern Dresdens hohe Aufgaben und lebhafte, lohnende Beschäftigung gebracht. Für die Bildhauer waren verschiedene Wettbewerben ausgeschrieben worden für Verzierungen, Köpfe, Statuen und Gruppen, die auf oder an dem Gebäude oder auch in den Höfen und Hallen aufgestellt werden sollten. Die größte Aufgabe, für deren Lösung man auch einen ungewöhnlich hohen Preis ausgeschrieben hatte, bestand darin, für die große Eingangshalle des mit der Akademie verbundenen Kunstausstellungsgebäudes die „Kunst“ plastisch darzustellen.

Das Ausschreiben war schon drei Jahr alt, man hatte absichtlich den Künstlern sehr lange Zeit lassen wollen. Aber auch freie Hand: man hatte ihnen die Wahl der Technik, des Materials und auch die Entscheidung darüber freigestellt, ob sie sich durch ein Modell oder durch das ausgeführte Werk selbst um den Preis bewerben wollten. Der sehr hohe Preis sollte nur ein Sporn für den Ehrgeiz, nicht etwa schon die Bezahlung sein. Würde ein Modell gekrönt werden, so sollte es vom Künstler auf Rechnung des Staats ausgeführt werden; würde ein ausgeführtes Kunstwerk den Sieg davontragen, so sollte der Staat durch Auszahlung des Preises das Recht erwerben, es zu einem Preise zu kaufen, der in der Weise festgestellt werden sollte, daß Künstler und Kommission je einen Sachverständigen, diese beiden vor Eintritt in die Verhandlungen einen dritten als Obmann zu wählen und diese drei dann, für beide Teile verbindlich, das Werk einzuschätzen hätten.

Die Aufgabe sowohl als auch die Aussicht auf den großen Erfolg hatte Warrile gefesselt, als er bei seiner Ankunft in Dresden davon hörte. Monatslang trug er den Gedanken mit sich herum, vor seinem innern Auge entstandener Entwürfe auf Entwürfe, ohne ihn völlig zu befriedigen. Schon einigemal hatte er geglaubt, gefunden zu haben, wonach er trachtete, aber immer war er nach einigen Tagen aufs neue enttäuscht. Fast war er mutlos geworden. Da, mit einemmale, stand das Bild vor ihm, mit einemmale wußte er, was er wollte, und wie es wirken mußte. Damit war aber auch für ihn die Frage der Technik gelöst, und damit wiederum stand für ihn fest, daß er sich nicht durch ein Modell bewerben dürfe. Er brauchte Marmor, verschiedenen Marmor. Nicht kalt und weiß stand sein Bild vor seinem Auge, sondern in Farbe und Leben. Was hätte es ihm genügt, wenn er das, was er im Geiste sah, in Thon modellirt und davon einen bemalten Gipsabguß den Richtern geschickt hätte, eine Karrikatur dessen, was er wollte!

So hatte er sich denn damals schon entschlossen, sein Vermögen zu wagen, sich die verschiedenen Marmorforten kommen zu lassen und sein Kunstwerk gleich auszuführen. Wohl hatte er sich gesagt, daß das eigentlich sträflicher Leichtsinns sei. Aber auf der andern Seite wuchs von Tag zu Tag das Vertrauen zu seiner Kraft und der Wunsch, sein Werk, so wie es vor seinem innern Auge stand, zu bilden, ganz unbeeinflusst von Einreden und von Winken, bis in die kleinsten Einzelheiten hinein es so zu bilden, wie er wollte. Er verkannte die Größe der Gefahr nicht, er sah klar, daß er beinahe seine ganze Zukunft auf eine Karte setzte, er erwog wochenlang alle Möglichkeiten. Aber endlich konnte er doch sagen: Ich hab's gewagt! und von dem Augenblick an war er auch ruhig.

Sein Leben richtete er sich so billig als möglich ein, um so unabhängig als möglich von Geldsorgen zu bleiben. Seit Jahr und Tag hatte er nun da drüben in dem stillen Walddorfe geessen, wo ihm ein glücklicher Zufall gute Gelegenheit gegeben hatte. Zener Händler und Steinmetz hatte nämlich durch seine Gesellen ein großes, prunkvolles Grabmal für einen verstorbenen sehr reichen Großbauern ausführen lassen; es war an Ort und Stelle gemacht worden, der Schuppen mit seinem guten Licht stand noch, und er wurde ihm von dem Manne billig überlassen. Er hatte mit niemand verkehrt, ein Leben geführt, so karg und für jedes fremde Auge scheinbar so freudenleer, daß es kein Arbeiter ausgehalten hätte. Man sah ihn auch für weiter nichts an im Dorfe, als für einen Arbeiter des Dresdner Steinmetzmeisters, der da noch irgend etwas fertig machen sollte, und zwar für keinen der Bessern, denn einen solchen würde der Meister nicht so lange haben entbehren mögen. Warrile hatte oft innerlich gelacht über die mitleidige Herablassung, mit der man ihm hie und da begegnete. Nachdem sich die erste Neugierde gelegt hatte, kümmerte sich niemand mehr um ihn, und bald war er mit seiner Kunst ganz allein. Er arbeitete fieberhaft, und die Arbeit ließ ihn alles vergessen. Höher und höher stieg sein Mut, als er beim Fortschreiten der Arbeit immer sicherer der Überzeugung wurde, daß er erreichen würde, was er erstrebte.

Schon war die Arbeit in der Hauptsache beendet, aber auch die Zeit, in der sie abgesandt werden mußte, lief ab. Da traf er Erika! Und jetzt, da er das Mädchen, das er erringen wollte, wieder sah, sie jeden Abend sehen und mit ihr plaudern konnte, schien sich seine Arbeitsfähigkeit und seine Spannkraft, auf die die lange Anstrengung doch etwas zu drücken begann, zu ver-

doppeln. Mit innerm Jubel nahm er es wahr. Die letzten feinen Ausarbeitungen gelangen ihm in einem Maße, wie er es sich selbst nie zugetraut hatte. Kleine! dir gehört die Hälfte des Preises, wenn ich ihn bekomme! so dachte er, und so hatte er ihr auch gesagt.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Ergebnis der vorigen Reichstagswoche. Die patriotischen Erinnerungsfeste des abgelaufenen Halbjahrs waren schön und erhebend, aber es ist doch gut, daß die Anlässe zu ihnen ein Ende nehmen. In Erinnerungen lebt der Greis, der Mann lebt in der Gegenwart, der Jüngling in der Zukunft; ein Volk, das nicht untergehen will, muß Mann und Jüngling zugleich sein und darf nicht dem greisenhaften Geschmac verfallen, ausschließlich in den Erinnerungen einer großen Vergangenheit zu schwelgen. Auch sind wir Deutschen in der Zeit von 1864 bis 1871 nicht so glücklich oder so unglücklich gewesen wie die Holländer, denen ihr heroisches Jahrhundert so viel eingetragen hat, daß sie seitdem den Rentner unter den Völkern spielen können. Daß nun die Sprechhallen der Volksvertretungen die Orte nicht sind, wo ein Volk vorzugsweise die wiedergewonnene Jugendkraft beweisen kann, leuchtet ein; man muß schon zufrieden sein, wenn darin kein Unheil angerichtet und einige nützliche Arbeit gethan wird. In beiden Beziehungen aber hat der Reichstag nicht allein seit Neujahr leidlich seine Schuldigkeit gethan, sondern auch vorige Woche ein paar Entscheidungen getroffen, die beweisen, daß er sich nicht von der Bahn eines besonnenen, wenn auch sehr langsamen und bedächtigen Fortschritts abdrängen läßt.

Die mittelparteiliche und ein Teil der konservativen Presse hatten sich in Ermanglung einer nützlichen Beschäftigung eine Zeit lang auf die Bekämpfung der Revolution verlegt und sich in einen solchen heiligen Eifer hineingeschrieben, daß sie zu guterlezt schon die Forderung, es solle von Staats wegen noch mehr als bisher im Arbeiterschutz geleistet werden, für revolutionär erklärten. Man mußte also erwarten, daß sich am 15. Januar, als der Abgeordnete Hize seine arbeiterfreundliche Resolution einbrachte, auf der rechten Seite des Hauses ein Sturm der Entrüstung gegen den „Revolutionär“ erheben werde. Aber siehe da, alle Welt stimmte ihm bei, den Freiherrn von Stumm nicht ausgenommen, der nur eine kleine Änderung vorschlug und keins von den bösen Worten, die ihm nachgesagt werden, gesprochen haben wollte. Die Resolution wurde einstimmig angenommen. Entweder also ist die letzten Monate hindurch der Draht abgerissen gewesen zwischen den Zeitungsschreibern und ihren Auftraggebern, oder diese Herren haben sich die Sache überlegt und sind ruhiger geworden. Alle erkennen an, daß ein Teil der ärmern Klassen unter großen Mißständen leidet, die gehoben werden müssen, wenn nicht die Nation im ganzen dadurch geschädigt werden soll, und weiter wollen und sagen wir ja auch nichts; ob eine wichtige Wahrheit dank der Sozialdemokratie oder trotz ihr anerkannt wird, darauf kommt nichts an.